



Der Wengianer

PATRIA · AMICITIA · SCIENTIA

VEREINS-ORGAN DER WENGIA SOLOTHURN

Redaktion: P. KAUFMANN, Chef-Red. - F. J. GASSMANN, 1. Sub-Red. - J. KÜRSENER, 2. Sub-Red.

Adressänderungen bitte an den 2. Sub-Red.! — Vertreter der Alt-Wengia: HEINZ LÜTHY.

Postcheck-Konti: Alt-Wengia Nr. 45 - 227 — Aktiv-Wengia Nr. 45 - 947, Solothurn

Abonnementspreis: Fr. 15.— per Jahr — Für die Mitglieder der «Alt-Wengia» gratis.

In Solothurn

Vor hundert Jahren suchte ich die schöne Magelone.
 Sie liebte mich, ich war ihr gut genug.
 Vor hundert Jahren, als mein Fuss mich schwebend trug.

Ich bin in Solothurn. Frag ich, ob sie hier wohne?
 Die weisse Kathedrale fleht den Sommerhimmel an.
 Auf hoher Treppe sitze ich, ein junggeglühter Mann.
 Die alten Brunnenheiligen stehn schlank;
 Die Wasser rauschen, Eichendorff zum Dank.

Hôtel de la Couronne. Mit goldnen Gittern schweifen die Balkone.
 Ein Auto hielt. War sie's, die in den Sitz sich schwang?
 Adieu! Dein Reiseschal des Windes Fang.

Die Brunnen rauschen. Ihre Stimme spricht
 Uns hundert Jahre wieder ins Gedicht:
 Mich, Peter von Provence, dich, Magelone.

Wilhelm Lehmann.

WICHTIGES DATUM:

General-Versammlung: 30. Oktober 1965

Solothurn trägt viele Namen. So, wie der Mensch in seinem Leben manche Bezeichnung führt, wie etwa Kind, Jüngling, Mann, Greis, so gelten die Namen als Bezeichnungen für Solothurn. Schon zur Zeit der Kelten bestand ein kleines Bauerndörfchen namens Salot, man vermutet es wenigstens. Die Gründung, die Geburt dieser «kleinen Stadt mit grosser Tradition» begann aber eigentlich erst mit der Errichtung eines römischen Castrums, dessen Name auf «Salodurum» lautete. Auf hartem Stein wurde sie erbaut, aus hartem Stein sind ihre Häuser, hart wie Stein waren ihre Bewohner. Zu hart? Doch Steine können warm werden unter dem Licht, Steine kann man formend gestalten!

Doch die Römer waren Eindringlinge; sie verkörperten die Macht. Und totalitäre Macht muss weichen. Indem sie die thebäischen Legionäre St. Urs und St. Victor köpften, die mit ihren abgehauenen Köpfen noch die Aare durchschwammen, schenkten sie Solothurn seine Stadtheiligen. Der Keim zum Christentum war gelegt, Salodurum sollte zu einer frommen, gottesfürchtigen Stadt werden mit 11 Kirchen, Kapellen und Klöstern, denn 11 ist die heilige Solothurnerzahl!

Nach den Wirren der Völkerwanderung sollte «Solodurum» oder «Solodorensis» eine seiner schönsten Blütezeiten erleben: die hochburgundische Zeit. Die Königin Berta von Burgund verweilte viel in Solothurn und schenkte der Stadt ein Chorherrenstift. Burgundische Reichstage wurden abgehalten und Solothurn wurde zur Krönungsstadt. Kaiser Konrad II. krönte auf dem damaligen Stephansplatz, dem heutigen Friedhofplatz, vor der königlichen Kapelle St. Stephan seinen Sohn Heinrich III. zum König von Burgund. Das geschah im Jahre 1038.

Ungefähr 300 Jahre später sollte Solothurn, verbündet mit den VIII alten Orten der Eidgenossenschaft den burgundischen Herzog Karl den Kühnen, siegreich schlagen. So wechseln die Gestirne! Die eroberten Fahnen hängen jetzt noch im gotischen Zeughaus!

Solothurn taucht vor uns jetzt als freie, befestigte, unabhängige mittelalterliche Stadt auf. Ich nenne jetzt schon eine neue Benennung der Stadt, nämlich die polnische Bezeichnung «Solura». Es erhielt diesen Namen, da es den grossen polnischen Freiheitshelden und Flüchtling Thadaeus Kosciusko, der an der Seite George Washingtons gekämpft hatte und in den polnischen Freiheitskriegen die führende Rolle gespielt hatte, aufnahm und ihm die letzte Rast gewährte. Später fanden auch polnische Soldaten in Solura vorübergehend Unterkunft und Pflege. Man könnte den Namen «Solura» als Zeichen für die Warmherzigkeit, die Toleranz und das Mitgefühl des Solothurners deuten. Und eben

schon im Mittelalter finden wir diese Züge, als nämlich der Herzog Leopold von Oesterreich die Stadt belagerte. Er baute eine Schiffsbrücke über die Aare; wegen einer plötzlichen Flut, verursacht durch Gewitter, riss die Brücke, so dass mancher österreichische Soldat und Knecht ins Wasser fiel. Sicher wäre mancher elendiglich umgekommen, wenn nicht, ja wenn nicht die Solothurner sie herausgefischt hätten. Sie werden sie dann tüchtig abgetrocknet haben und noch einen Schoppen Wein getrunken haben. Der Herzog aber, der nicht ins Wasser gefallen war, soll voller Rührung die Belagerung abgebrochen haben und der Stadt für ihren Edelmut ein Banner geschenkt haben.

Und jetzt strahlt die zweite grandiose Epoche auf: die Zeit nämlich, da Solothurn zu «Soleure», zur «Ville de l'Ambassadeur de la France en Suisse» wurde.

Der Ambassador verfolgte das Ziel, Schweizer zu Söldner in französischen Kriegsdiensten zu werben. Und es gelang ihm! Doch nicht nur das Volk marschierte, auch die jungen Patriziersöhne zogen hoch zu Ross nach Frankreich, erwarben sich die Gunst des Königs, kämpften wie die Löwen und trugen die französische Kultur in ihre Vaterstadt zurück.

Als ein Baron de Besenval starb, soll Louis XIV., le roi soleil, ausgesprochen haben: «Jetzt ist mein bester Freund gestorben!» Dies kann man sich mit Leichtigkeit vorstellen, wenn man an die Treue und Ehrenhaftigkeit der Schweizer denkt und im Gegensatz dazu an das Intrigenspiel der französischen Hofgesellschaft.

Louis XIV. stiftete auch die Fassade der hochbarocken Jesuitenkirche. Zum Dank dafür schaut die Madonna auf dem Dach nicht nach Jerusalem, sondern nach Paris.

Schlösser im verkleinerten Stil Versailles entstanden rund um Solothurn. Soleure wurde zur Sprachgrenze zwischen Deutsch und Welsch, Solothurn wurde zur Pforte Frankreichs.

Die Begründung, weshalb Solothurn auch mit Recht den Namen «Soletta» trägt, liegt nicht nur darin, dass es heutzutage viele italienische Gastarbeiter beheimatet, sondern auch, dass es zwei Tessiner waren, die Brüder Pisoni, die die solothurnische Akropolis erbauten, die St. Ursen-Kathedrale, die zum Sitz des Bischofs von Basel und Lugano wurde.

Wenn wir durch die heutige Hauptstadt eines demokratischen Staatswesens, wie der Kanton Solothurn es ist, spazieren, so wehen uns aus allen Mauern, Brunnen, Häusern, Kirchen, Türmen, Schanzen und Schlössern Erinnerungen von der geheimnisvollen Geschichte entgegen, Abbilder der grossen europäischen Geschichte, Zeugen und Zeichen für das Streben des Menschen.

Was alles auf diesen Blättern geschrieben worden ist, sind Bruchstücke, ja Bruchteile aus der vielfältigen Vergangenheit der Stadt Solothurn. Doch würde man versuchen, alle Bruchstücke zusammen zu fügen und alle Bruchteile zu sammeln, so hätte man das Mysterium des Kreislaufes der Geschichte und der Ewigkeit immer noch nicht vor Augen.

Ueli Dietschi v/o Ion

Solothurn und Olten verbindet ein silbern glitzerndes Band:

Die Aare

Aare, molchgelbe, führend
den schmutz unserer moderne
verschlingend den unrat
der maschinen und menschen,

Aare, gallengrüne,
fischhölle und algenparadies,
bemitleidet von professoren,
stirbst du den würgetod der kultur.

Aare, grauslichgraue, ratten-
und exkrementführender schmuck
des helvetischen mittellandes,
zierde,
des hirtenvolkes stolz,

Aare stinkendbraune,
gurgelnd vor ekel
spuckst du ans schlammige Ufer,
faulig riechende stiermägen,
in denen blutzapfende
würmer sich klumpenballend

festsaugen. Und

in all dem bleibst du,
Aare, gelassen und gedankenvoll.

Aare, nachtschwarze,
reagenzglasuntersuchte,
wurdest auf herz
und auf nieren geprüft.
Bericht lakonisch:

beides gefunden.

Aare, trümmergraue, verzweifelt schluchzende,
der gott der flüsse, sofern es ihn gibt,

wird dich vernichtete,
aufnehmen, dogmatisch sicher,
ins jenseits der flüsse.

Aare, dann strahlendseiende, wirst,
feuergeläutert und rein
glitzernde bänder,
mäanderartig,
in den sand ziehen.

Aare, silbergegossene, spiegelsichtige
jungfrau der flüsse,
umworbene, unberührte, du
wirst dann gewählt werden zur
königin der flüsse,
zur herrscherin aller gewässer.

Aare, jetzt zwar noch erdgebundene,
jauchze du dulderin,
denn was vermag dir menschenkot
anzuhaben, da du

Aare, unschuldsblaue wirst wiederauferstehen?
Der mensch wird vergehen,
aber du

Aare, hast jahrmillionen
überstanden,
und der gott der flüsse,
sofern es ihn gibt,
wird dich
aufnehmen, dogmatisch sicher.

PKF

Olten

Wengleich das Aarestädtchen nicht so traditionsbewusst ist wie die Aarestadt Solothurn, so ist es dennoch nicht traditionslos. Kaum waren nämlich die Gletscher des Bühlstadiums zurückgewichen, entdeckten die Steinzeitmenschen, dass man rings um Olten herum in mehr oder weniger wohllichen Höhlen (nach Magdalénien-Begriffen) bequem hausen konnte. Im ganzen Messo- und erst recht im Neolithicum war die Gegend als Handelsplatz weit bekannt, vor allem die Oltner Feuersteinknollen fand man sehr begehrenswert.

Aber auch später blieb der Ort nicht ganz verlassen, und der Name Olten, vielleicht von Ollodunum stammend, weist denn auch darauf hin, dass auch die Kelten sich hier ansiedelten.

Die Römer erkannten ebenfalls die Bedeutung des Brückenstädtchens und bauten es zu einem Vicus aus.

Man nimmt heute an, dass das brave Städtchen schon im sechsten Jahrhundert sich zum Christentum bekehrte, der Schutzpatron der Oltner Kirche deutet denn auch auf diese Zeit hin (sie ist dem heiligen Martin geweiht). Sie wird aber erst 1240 zum ersten Mal erwähnt, also etwa um die Zeit, in der aus dem Dörfchen ein Städtchen mit allen Rechten wurde: Olten verdankt es den Frobürgern. An der Gotthardstrecke gelegen, erlangte es denn auch eine gewisse Wichtigkeit als Zollort. Die Grafen von Frobürg waren aber ein aussterbendes Geschlecht, eine Sage berichtet denn auch vom Tod des letzten Grafen, und sie verpfändeten das Städtchen, ja verkauften es an den Bischof von Basel. Doch auch der schien nicht allzu sehr mit materiellen Gütern gesegnet zu sein, und Solothurn erwarb es denn auch als Pfand schon 1426. Mag sein, dass dem geistlichen Herrn Olten auch nicht ganz geheuer schien, denn es soll damals eine Oltner Hexe gegeben haben, die Gewitter aus dem Nichts herzaubern konnte.

Erst 1532 ging Olten ganz in solothurnische Hände über, von nun an hiess es sich beugen. Das Städtchen wurde denn auch immer bedeutungsloser, es dämmerte still dahin. Als aber die französische Revolution über die Grenzen auch in die Eidgenossenschaft getragen wurde, fand sie auch in Olten ihre stürmischen Anhänger. Zwar hatte man schon im Bauernkrieg den Oltner Geist zu spüren bekommen und Solothurn hatte denn ja auch alles unternommen, ihn in den Bann zu verweisen. Drei Jahrhunderte waren die Oltner gedrückt worden, war es da ein Wunder, wenn sie nun dem Liberté auf den Franzosentrikoloren huldigten?

Nach der Franzosenzeit kehrte aber die patrizische Herrschaft zurück, und dass das den Oltnern nicht in den Kram passte, scheint mir klar zu sein. Das Gedankengut des Liberalismus fand denn auch bald eifrige Anhänger und Oltner waren führend und massgebend am liberalen Umsturz im Jahre 1830 beteiligt, man denke da an Munzinger oder den genialen Karikaturisten Disteli.

Die Mitte des 19. Jahrhunderts brachte Olten den wirtschaftlichen Umschwung. Zählte das Städtchen um 1850 nur etwas mehr als anderhalb Tausend Einwohner, so stieg durch den Bahnbau die Bevölkerungszahl schnell. Olten verdankte das nicht zuletzt dem Bergbahnbauer Riggenbach. Die alten Mauern der Stadt genügten nicht mehr, überall entstanden neue Quartiere, Olten war der Verkehrsknotenpunkt geworden.

Die moderne Zeit brachte moderne Slogans. Olten, die Gartenstadt, so hiess es zuerst. In der Tat hat es denn auch sehr

viele Gärtchen, und alle werden mit Hingabe gepflegt. Olten – Ausgangsort der Wanderwege, so hiess darauf. Wirklich kann man von Olten aus überall hin die schönsten Wanderungen unternehmen; auf die Froburg zum ehemaligen Schloss der Grafen, heute eine kümmerliche Ruine; auf den Belchen, durch die Teufelsschlucht, ein mehr romantisches Wandergebiet, hinunter nach Hägendorf; über den Born gen Aarburg zu, der Bornhöhle und ihrem Borgeist einen Besuch abstattend; oder schlussendlich aufs Säli, dem Felix gleichen Namens gedenkend, der einen so grossen Durst hatte, dass er tagtäglich einen Zuber Wasser trank. Noch lange nicht alle Spazierwege sind damit aufgezählt; das Niederamt bietet auch noch deren eine ganze Menge, die weite Ebene des Gäus ebenfalls.

Olten, die Konferenzstadt, so heisst's schliesslich in der modernen Zeit. Durch seine zentrale Lage bestimmt, durch die guten Verkehrsbedingungen aufs beste erreichbar, fanden schon viele Tagungen in Olten statt.

Noch lange nicht alles ist damit über Olten gesagt. Noch keines der schönen alten Häuser ist beschrieben, die Chorherrenhäuser etwa oder das alte Rathaus; noch keines der neuen, meist weniger schönen Gebäude ist erwähnt. Noch keine der vielen Oltner Geschichte und Anekdoten ist erzählt, viele berühmte Männer sind noch nicht aufgezählt, vielleicht, dass das zu einem späteren Zeitpunkt noch geschehen kann.

Peter Kaufmann v/o Fant CR

In eine ganz andere Stadt, die aber besonders im Frühling ihren einzigartigen Reiz hat, geht es nun:

Frühling in Paris

Wer hat sie noch nie gehört, die Flüsterer, in der Zehn-Uhr-Pause, wie sie mit bedeutungsvoller Miene fragen: «Chunsch dä Früelig ou uf Paris?»

Seit einigen Jahren ist es bei gewissen Kantonsschülern zu einem schönen Brauch geworden, mindestens einmal im Jahr die Ferien in Paris zu verbringen. Einmal in Paris gewesen, zieht es sie immer wieder, zu jeder Jahreszeit, Schule hin oder her, und mit jedem möglichen oder unmöglichen Transportmittel von Velosolex bis Düsenflugzeug zu jener Mutter aller europäischen Kultur, zu diesem unvergänglichen Bildnis des Glanzes und der Gloire hin.

Ich möchte mich mit meinem frühlingshaft seichten Gekritzel vor allem an jene bedauernswerten Kreaturen wenden, die noch

nie in Paris waren, oder diese oder nächste Ferien hinzufahren gedenken.



An dieser Stelle muss ich gleich einiges vorweggreifen: Es gilt, mit dem alten Vorurteil aufzuräumen, Paris sei übermässig teuer, in kurzer Zeit sei überhaupt kein Dunst von ein bisschen Kenntnis von dieser Stadt zu gewinnen und zudem sei die ganze Sache gefährlich und deshalb also eher zu unterlassen.

Dies alles stimmt nicht, zumindest kann das Gegenteil bewiesen werden.

Doch jetzt wieder eines nach dem andern, wie – eben in Paris.

Wer mit der Eisenbahn nach Paris fahren will, tut gut daran, über Neuenburg-Dijon zu fahren. Wer zudem nachts reisen will, kann dies auf eigene Verantwortung tun, denn, ob er, vor allem, wenn man keine Couchette reserviert hat, am nächsten Morgen noch gerade stehen oder sogar vielleicht noch gehen kann, ist jeweils durch ein Experiment festzustellen.

Sind wir in Paris angekommen (in der Gare de Lyon oder, von Basel her kommend, in der Gare de l'Est) so sind wir, mit unsern schweren Koffern sofort als Ausländer gekennzeichnet und werden auch dementsprechend behandelt.

Bei der Billett-Kontrollstelle am Ausgang des Bahnhofs wünschen wir bereits zum x-ten Mal unsern schweren Koffer. Diese Durchgänge sind so eng, dass man sich nur mit äusserster Mühe hindurchzwängen kann.

Wir verlassen die Bahnhofhalle und stehen jetzt endlich am Rande des grossen Bahnhofplatzes. Und das soll Paris sein? Ja, das ist bereits Paris. Das Wetter ist übrigens nie strahlend schön, wenn man in Paris ankommt; wenn man zudem noch Schweizer ist, so ist es sogar prinzipiell immer regnerisch oder zumindest recht trüb. Eine feine Taktik dieser ewig jungen aber überaus erfahrenen Dame; bei der ersten Begegnung zeigt sie uns nicht gleich all ihre Reize, sondern lässt erst nach einiger Zeit ihren ganzen Charme spielen.

Noch zu Hause, haben wir sicher fast den ganzen Stadtplan von Paris auswendiggelernt, die Namen von Endstationen der Metrolinien sind uns geläufig, und wir wissen ganz genau, wo (auf der Karte!) sich «unser Hotel» befindet. Zudem haben wir ja ganze Notizblockseiten mit den Adressen der preiswerten Hotels und Restaurants, die wir von erfahreneren Kameraden erhalten hatten, gefüllt.

Die Praxis sieht nun aber doch etwas anders aus. Vor allem haben wir ja einen schweren Koffer, in dem sich vom dicken Winterpullover (!) bis zur leichten Sommerhose alles findet, bei uns, und so müssen wir uns denn eben nach der Nase und nicht der Karte orientieren.

Das erste Mal in die Metro-Unterwelt hinabzusteigen, ist ein seltsames aber sehr eindrückliches Erlebnis.

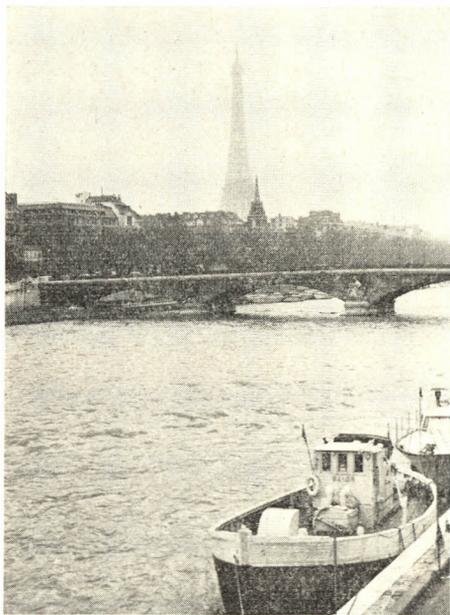
Wir finden uns in dem fast endlosen Gewirr von Gängen, Treppen, Durchgängen und Bahnsteigen aber bald einmal zu recht, denn, das muss man den Pariser Stadtbehörden lassen, die Kennzeichnungen und Beschriftungen sind, sowohl auf Wegweisern und Karten, als auch in der Metro, den Museen und bei allen andern öffentlichen Institutionen sehr vorbildlich.

Obwohl die Metro das weitaus schnellste Verkehrsmittel im Pariser Verkehr ist, so muss man dennoch mit einem Durchschnitt von 20 bis 30 Minuten rechnen, um von einem Punkt zum andern zu gelangen, Ein- und Ausstieg in resp. aus der Unterwelt und Wartezeiten einbezogen, wobei die zu bewältigende Strecke gar keine ausschlaggebende Rolle spielt.

Die Metro ist ein ausgesprochen billiges Transportmittel. Der Fahrpreis wird (aus organisationstechnischen Gründen) nicht nach der Länge der Fahrstrecke berechnet, sondern man bezahlt gleichsam für jeden Abstieg in die Unterwelt einen Pauschalpreis von 50 Centimes (im Abonnement sogar nur 3 Centime). Wenn

man nun einmal sein Billet bezahlt hat, so braucht man nie mehr zu bezahlen, wieweit man auch fahren und wieviele Male man auch umsteigen will; Hauptsache ist, man geht nie hinauf ins Tageslicht.

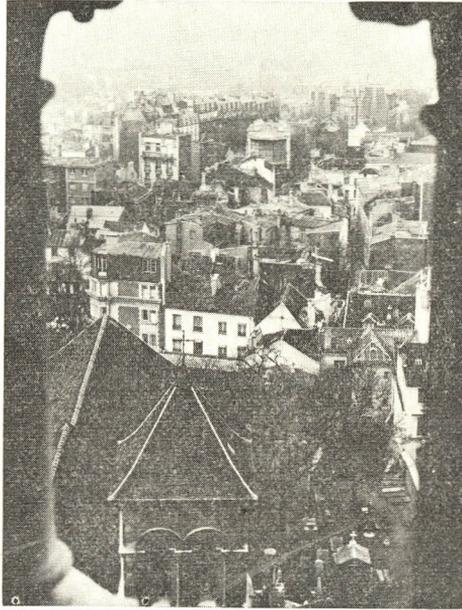
Man ist aber jedesmal froh, wenn man nicht länger als nötig in der Metro bleiben muss, denn neben dem höllischen Lärm macht sich auch ein unangenehmer Geruch bemerkbar, vergleichbar mit dem «Gerüchlein», das man am Morgen im Schlaftaal eines Skilagers antreffen kann, wenn das Fenster wegen winterlicher Kälte die ganze Nacht hindurch geschlossen bleiben musste.



Es gibt in Paris allerdings gewisse Leute, die sich diese warme Luft zu einem wichtigen Bestandteil ihrer Wohnkultur gemacht haben: die Clochards. Ueberall in der Stadt stösst man auf grosse Schächte in den Trottoirs, überdeckt mit einem starken Gitter. Auf diese legen sich nächtlicherweise die Clochards, denn aus ihnen strömt die warme Abluft aus den darunterliegenden Metrotunneln und -Stationen.

Inzwischen werden wir nun hoffentlich unser Hotel gefunden haben. Für 6 NFr. bekommen wir ein sauberes kleines Zimmer mit fliessend kalt und warm Wasser.

Bereits am ersten Tag wird die grosse Entdeckungsreise kreuz und quer durch Paris beginnen. Ratschläge kann man hier keine mehr geben, die nicht schon gegeben worden wären. In den unzähligen Reiseführern findet man alles Wissenswerte über Öffnungszeiten, Eintrittspreise usw. der Sehenswürdigkeiten. Wenn



man sich vorgenommen hat, zuerst gleich einige wichtige Punkte der Stadt kennen zulernen, so leistet einem hierzu die Metro die besten Dienste, doch möchte ich empfehlen, nach einigen Tagen, wenn man sich bereits etwas zurechtfindet (mit einem guten Stadtplan ist das ein Kinderspiel), die Metro-Unterwelt zu verlassen und ein ganzes Quartier oder sogar ein ganzes Arrondissement zu durchwandern. Will man den Montmartre oder die Seineufer, die Studentenviertel am Boul'Mich' (Boulevard St. Michel) oder die Champs Elysées richtig kennen lernen, so kann man das nur zu Fuss, bei Tag und Nacht, bei Sonne und Regen. Wer Paris überhaupt von allen Seiten kennen möchte, der wird immer wieder tagelang zu Fuss durch all die Rues, Boulevards und Avenues pilgern.

Wohin soll man essen gehen? In ein kleines Restaurant an der Ecke zweier Nebenstrassen, mit kleinen Tischchen und einer schneidigen Bedienung wie man sie in der Schweiz höchst selten

antrifft. Man tut gut, die Bistros während der Essenszeit zu meiden, man geht nur dorthin, um sich von den Strapazen eines längeren Fussmarsches zu erholen. Vor allem möchte ich vor den Selbstbedienungsrestaurants warnen; die Mahlzeiten sind dort zwar verhältnismässig billig, dafür aber meist auch wässrig und kalt.

Nicht nur von der Spitze des Eiffelturmes hat man eine wunderbare Aussicht auf die Riesenstadt, sondern eine noch fast eindrücklichere erlebt man, wenn man auf den rechten Turm der Notre-Dame steigt. Man sieht von dort direkt ins Herz der alten Stadt Paris, auf die Ile de la Cité.

Für diesmal daheimgeblieben wünsche ich allen recht erholende Ferien in Paris oder anderswo, es braucht nicht unbedingt Paris zu sein; wer eine Stadt liebt, der muss sie für sich entdeckt haben und sie, die Stadt muss, mit jedem Tag eine neue Entdeckung, ein kleines Geheimnis preiszugeben wissen.

H. Kelterborn v/o Chatterley

Alt-Wengianer treffen sich

. . . in Lausanne

am ersten Dienstag jeden Monats im Restaurant Major Davel, Place Benjamin Constant 4, Lausanne, ab 20.30 Uhr.



Schlussrede des Präsidenten

Zu den letzten Pflichten eines abtretenden Seniors gehört es, seine Amtszeit zu überblicken und kurz zusammen zu fassen, welche Ziele gesteckt und welche davon erreicht wurden. Mit Wehmut blicke ich – einen Tag vor der Inaktivierung – auf meine Aktivzeit und besonders auf das vergangene Semester zurück. Mit viel Freude und Unternehmungslust habe ich im letzten Herbst das Ruder in die Hand genommen und die Wengia mit tatkräftiger Unterstützung der Aktivitas gesteuert, so gut ich es vermochte.

Nie werde ich vergessen, wie der Wind an der Fahne zerzte, als wir mit stolzer Brust gegen das Kneiplokal marschierten, um das Semester mit der Antrittskneipe zu eröffnen. Aus den anfänglich etwas stillen Füxen entwickelte sich bald eine Horde

feucht-fröhlicher Trinkgesellen. Zum Glück setzte sich unser Fuxmajor in jeder Situation durch, was bei der grossen Zahl der Spe-Füxe einiges heissen will. Herrliche Augenblicke durften wir an Kneipen erleben, denken wir nur an die Bombardierung des BC an der St. Niklauskneipe, oder an den rückwärts trinkenden Schlurp, denken wir an die Schneetaufe und die Schneeballschlacht im Schanzengraben oder an den stellungspflichtigen Gläserzertrümmerer Martin Holzegger v/o Siphon. Wir dürfen wohl mit Schmunzeln feststellen, dass dem Bacchus die gebührenden Opfer gebracht wurden.

An den Sitzungen hingegen zeigte sich, dass der Verlust vieler Ganglienzellen die Aktiven nicht davon abhalten konnte, ihr Wissen durch Vorträge, Fuxenreferate und lebendige Diskussionen zu erweitern. Besonders unser Chefredaktor tat sich mit einer Vortragsreihe über die moderne Kunst löblich hervor und lehrte uns in fesselnder Weise manches Neue.

An Bällen und Kränzen zeigte vor allem unser Spe-Fuxenstall, dass die Minnefreudigkeit der Wengia auch in Zukunft nicht abnehmen wird. Wir denken mit einem Lächeln an die Bälle in der Krone zu Wangen und im Bad Attisholz zurück und freuen uns auf den nächsten Ball, den eine neue Aktivitas organisieren wird.

Wenn wir auf das verflossene Semester zurückblicken, dürfen wir wohl alle sagen: wir werden uns an die herrliche Zeit immer erinnern.

Ich hätte noch viele Pläne, aber die Zeit läuft schnell, schon ist meine Zeit um. Mit den Farben lege ich auch mein Amt nieder und kehre schweren Herzens ins Philisterland zurück.

Euch aber, liebe Couleurbrüder, wünsche ich eine so schöne Aktivzeit, wie ich sie in der Wengia erleben durfte. Mein Dank gilt allen denen, die mitgeholfen haben, dieses Semester zu einer so bunten Zeit zu machen, allen voran meinem FM und Nachfolger Sketch und meinen Conburschen, auf die ich in jeder Situation zählen konnte und die ihre Aufgaben pflichtgetreu erfüllten. Ich hoffe, dass euch das Semester unter mir gefallen hat.

Siphon, ich möchte Dich zum letzten Mal bitten, den Schlusskantus anzustimmen.

Ulrich Pfaendler v/o Polk x

Semesterbericht des WS 1964/65

Am 24. Oktober begannen wir das Semester mit der Antrittskneipe, zu der auch die Ungaren von Solothurn und Umge-

bung eingeladen waren. Am Vortage hatte der Fackelzug zum Andenken an die Opfer von 1956 stattgefunden.

Am 30. Oktober besuchten wir auf Anraten unseres AH's E. Flury v/o Keck einen Vortrag von AH Karl Alfons Meyer v/o Harras über das Thema: «Forstwirtschaftliches aus dem Raume Solothurn». Anschliessend an den Vortrag fand eine lehrreiche Diskussion statt.

Der Stiftungstag am 7. November begann morgens in der Früh' mit einem festlichen Frühschoppen (mit Mehlsuppe!) erreichte seinen Höhepunkt an der abendlichen Stiftungskneipe und klang bei verschiedenen Ständeli aus.

An der Sitzung vom 13. November wurden die Spe-Füxe ein erstes Mal unter die Lupe genommen. Solche, die aus der Reihe oder gar nicht tanzten, wurden von ihren Leibburschen angespornt ihr Bestes für die Verbindung zu geben.

Am 21. November fand die Generalversammlung statt, die allen dank der ausnehmend frühen Einladung (?) und der Vielzahl (!) der Produktionen in bester Erinnerung sein wird. Am Abend strömte dann männiglich ins Kneiplokal, wo das Bier in Strömen floss. Da die Bierfüxe aber schon am Nachmittag mit rasender Eile gearbeitet hatten, war die Stimmung schon zu Beginn der Kneipe recht ausgelassen, so dass die Chargierten die Belastungsfähigkeit ihrer Stimmbänder einmal mehr unter Beweis stellen konnten.

Am 26. November besuchte die Aktivitas einen Vortrag von Dr. Heiner Gautschy (New York) über das Thema: Kuba.

Schon war die St. Niklauszeit da und damit die Zeit für unsere Samichlauskneipe. Am 5. Dezember warteten alle mit mehr oder weniger bangem Gewissen auf den St. Niklaus, der dann auch einige pikante Neuigkeiten über diesen und jenen Couleurbruder zu erzählen wusste. Er brauchte aber glücklicherweise keine Ruten auszuteilen und schüttete nach einigen Ermahnungen einen grossen Sack voll Güter über der Corona aus.

Am 12. Dezember waren viele Grünbemützte in der Krone zu Wangen anzutreffen, wo der Winterball durch das Jean-Pierre-Sextett aus Olten eröffnet wurde. Es wurde getanzt und gelacht bis in die tiefe Nacht und wer immer noch nicht genug hatte, verlegte das Fest in die private Sphäre.

Das Quartal fand sein Ende am 19. Dezember bei einem feinen Weihnachtshock mit Kerzenbeleuchtung.

Das zweite Quartal starteten wir mit der Antrittskneipe am 9. Januar. Nicht lange danach – am 16. Januar – trafen sich die

Aktiven in der Waldhütte ob Niederbipp zu einem Kotelettenhock. Die Koteletten wurden in verdankenswerter Weise von Otto Felber v/o Darm gestiftet. Wie man später am Stamm hören konnte, sei das Gelände etwas gefährlich, besonders für Schlittenpartien.

Am 21. Januar besuchten wir einen von den 5 Verbindungen gemeinsam organisierten Vortrag von Dr. P. Sager über das Thema: Der Machtwechsel im Kreml. Der Vortrag stiess auf grosses Interesse.

Für den 23. Januar organisierten die jüngsten Sprösslinge die Bierfamilienfeste.

Erfreulicherweise bewiesen uns die Inaktiven ihre Verbundenheit mit der Verbindung an der IA-Kneipe vom 30. Januar, wo sie zahlreich aufmarschierten. Hoffen wir, dass es so bleiben wird!

Die Fasnacht wurde in der Verbindung schon etwas früher als im Philisterland eröffnet, nämlich durch den Fasnachtskranz am 20. Februar. Die Stimmung stieg stetig an und erreichte ihren Höhepunkt, als unser Obertänzer Peter Kaufmann v/o Fant den Let kiss einführte. Ungern hörte man, wie um 2 Uhr das Medium Quintett aus Gerlafingen das Lied «Auf Wiedersehen» anstimmte.

Am 2. März wurde die Fasnacht weiter gefeiert durch ein Aktivessen in der Krone zu Solothurn und den anschliessenden öffentlichen Kehrausball. Die Unermüdlichen tanzten bis zum Morgengrauen.

Die Burschenprüfungen stellten an die Kandidaten hohe Anforderungen, so dass drei sie später noch einmal wiederholen mussten.

Am selben Abend, nämlich am 13. März, fand eine würdige Brandfuxifizierungskneipe im Kellergewölbe des Restaurants St. Urs zu Biberist statt.

Am 20. März wurden die Brandfüxe ehrenvoll in den Burschenstand erhoben, wo sie schon bald mit abwärts gerichteten Daumen wirkten.

Mit der Schlusskneipe fand ein herrliches Semester sein Ende. Noch einmal hatte der Fuxmajor Gelegenheit, mit einem gross angelegten Fuxenritt seinen Ideenreichtum zu zeigen. 26 Spefüxe wurden in dem halbleeren Brunnen – witziger Palaterstreich! – getauft und die Taufgotteli sowie der Taufpfarrer hatten alle Hände voll zu tun. Nach dem Fuxenritt und der Aktivierung fand die Chargenübergabe und die Inaktivierung statt.

Für Aufnahmen, Cerevisbestimmungen und Wahlen wurden sechs Sitzungen beansprucht. Wir hörten während des Semesters folgende Vorträge:

- Peter Kaufmann v/o Fant: Kunst heute! Geschichtlicher Abriss
Die moderne Literatur
Der Raum in der modernen Kunst
Das Absurde in der mod. Kunst
- Peter Reinhardt v/o Bross: Die territoriale Entwicklung des Kts.
Solothurn
- Franz-Josef Gassmann v/o Sturm: Die Krise in Vietnam und ihre
Auswirkungen auf die Weltpolitik

Bestand:

	Burschen	Füxe	Aktive	G	R	LB	H
Anfang WS 1964/65	7	14	21	8	8	2	3
Ende WS 1964/65	7	13	20	8	8	2	2
Anfang SS 1965	17	27	44	19	18	—	7

Anzahl der Spefüxe WS 1964/65: 31

Zum Schluss möchte ich noch der Schule für ihr Entgegenkommen in allen die Verbindung betreffenden Belangen herzlich danken. Auch allen AH AH und IA IA, die unsere Anlässe besuchten und die Verbindung in irgendeiner Weise unterstützten, sei an dieser Stelle gedankt. Den vier übrigen Kantonsschulverbindungen sei noch für ihre Einladungen zu den Kränzen gedankt, Einladungen, denen wir nach Möglichkeit Folge leisteten.

Der abtretende Senior: Ulrich Pfaendler v/o Polk

Die Aktivitas des Sommersemesters:

- x Rolf Sperisen v/o Sketch (R)
- FM Ruedi Stöckli v/o Schlarg (R)
- CR Andres Lüthy v/o Roro (H)
- xx Peter Regenass v/o Frutta (R)
- xxx Hans-Peter Houlmann v/o Zwirbel (R)
- xxxx Franz-Josef Gassmann v/o Sturm (G)
- CM Martin Holzegger v/o Siphon (R)

Burschen:

Peter Bont v/o Bulba (G), Markus Feier v/o Phon (R), Max Forster v/o Lulatsch, Ueli Dietschi v/o Ion (G), Werner Hug v/o Schletz (H), Rolf Jenny v/o beat (G), Christian Kasser v/o Strubel (G), Jürg Kürsener v/o Luv (R), Kurt Siegfried v/o Hüpf (G), Franz Valli v/o Trax.

Füxe:

Peter Aerni v/o Schmelz (G), Kaspar von Arx v/o Barry (G), Hans-Rudolf Blaser v/o Fangio (R), Franz Burki v/o Schwips (G),

Peter Buxtorf v/o Rauch (H), Beat Cartier v/o Struss (G), Ruedi Galasse v/o Stemm (R), Thomas Grogg v/o Slop (G), Franz Grolimund v/o Chlöpf (R), Urs Huber v/o Troch (H), Daniel Jabas v/o Spurt (R), Robert Jeker v/o Striegel (R), Peter Kappeler v/o Tele (R), Martin Kleiner v/o Vif (G), Urs Kunz v/o Brasil (R), Hans-Ulrich Märki v/o Brau (H), Rolf Mettler v/o Nemo (R), Ueli Moser v/o Buddha (R), Peter Reinhart v/o Bross (G), Heinz Romann v/o Pudel (H), Samuel Schmid v/o Lätsch (G), Beat Simmen v/o Smash (R), Jakob Spälti v/o Hamster (G), Urs Viktor Strub v/o Pablo (G), Peter Studer v/o Knigg (H), Erhard Winistörfer v/o Letto (G), Daniel Wormser v/o Schlurp (G).

Fuxentaufe 1965

27. März

Sie sollte zwar am Samstag vorher sein
Der Rektor stellte uns jedoch ein Bein
Und dies Geschichtlein, jeder kennt's:
Getauft wird nach der Notenkonzert!
Ein mancher tat darob sehr toben
Weil man die Taufe hat verschoben.

Nach diesem Veto unsrer Kanti
Ging es nach sieben Tagen erst avanti.
Im «Misteli» schon war die Stimmung gut
Der Täufling kühn trank an sich grossen Mut
Und als das erste Fass früh war am Ende
Ging's auf den Fuxenritt behende.



Ein Novum war's, so was sah man noch nie
An einer Fuxentaufzeremonie.
Es zogen die Chargierten unterm Baldachin
Mit Bier zur Stätte auf den Marktplatz hin.
Dort stand bereits ein grosses Publikum
Zu schauen dieses hehr' Spectaculum.



Der Pfarrer, den wir sehen hier,
Trank vor der Predigt rasch ein Bier.
Er rief Gambrinus und den Bacchus an



Und auch die holde Venus kam daran.
Doch als man den ersten wollte taufen
Bemerkte man, dass s'Wasser abgelaufen.

Wer waren wohl die Bösewichter?
Natürlich die Palater, das Gelichter!
Kaum aus dem Wasser, noch mit nassem Ranzen
Trank jeder mit dem FM einen Ganzen.
Die lieben Gotten, – darunter manche schöne –
Zart trockneten die neuen Wengia-Söhne.

Es freute sich der ganze Haufen
Sehr über dieses grosse Taufen.
Ins «Misteli» zurück es ging
Allwo der Fux sein Band empfing.
Heissa! Es war ein schönes Fest
Und alles wieder voll gewest!

Franz-Josef Patrick Gassmann v/o Sturm

Kunst heute

Wenn in der heutigen Zeit irgendwo ein staatliches Gebäude fertig ist, wird gleich ein modernes Bild hineingehängt, ob es nun passt oder nicht. Wenn irgendwo eine Ausstellung einer Galerie eröffnet wird, in der moderne Kunstwerke gezeigt werden, so stösst dies auf die grösste Interessiertheit der Kritiker und des Publikums. Es wird diskutiert, fachgesimpelt, nur verstehen meist die wenigsten etwas davon. Man ist entweder entsetzt oder begeistert, warum vermag man aber nicht zu sagen.

In der nachfolgenden Abhandlung werde ich versuchen, die Probleme, von denen sich die modernen Künstler angesprochen fühlen, durch alle Künste hindurch zu verfolgen und zu skizzieren. Nach Möglichkeit enthalte ich mich einer Werteinschätzung und Einstufung, immer ist dies aber nicht denkbar. Die Ausführungen sollen aber auch nicht eine kunstgeschichtliche Exkursion werden, dies könnte man ja schliesslich in einem Lexikon weit kürzer und genauer nachlesen.

Zurst stellt sich einmal die Frage, was überhaupt wissenschaftlich gesehen Kunst ist. Die neueste Definition lautet so: Drei Säulen bilden das Fundament der Kunst; zum ersten das Können, das Handwerk; zum zweiten die Regeln, bei denen aber der Künstler die Freiheit hat, sich diese selbst zu schaffen; zum dritten das Wissen, auch die intellektuelle Fähigkeit des Künstlers. Diese drei Voraussetzungen zusammengesetzt ergeben aber erst gutes Handwerk, denn nun kommt noch etwas undefinierbares hinzu: die Intension, die Inspiration, deren sich aber der Künst-

ler nicht bewusst werden darf, es muss aus ihm selber heraussteigen. Daraus ergibt sich natürlich die Forderung, dass ein Kunstwerk nicht gemacht ist, d.h., konstruiert darf es werden, aber irgendetwas muss unberechenbar, ja gefühlsmässig bleiben.

Es ist nun klar, dass diese Definition uns bei der Beurteilung wenig hilft, und die Frage stellt sich, wie man moderne Kunst beurteilen kann. Dazu ist unerlässlich, dass man die Probleme, die den heutigen Künstler beschäftigen, genau kennt:

1. Der Mensch
2. Die Umwälzung der Geschichte
3. Das Nichtglaubenkönnen, das Nichtvertrauenkönnen, die Suche nach Gott
4. Die Flucht und Angst vor sich selber

1. Der Mensch

Der moderne Künstler beschäftigt sich in zweierlei Weise mit dem Menschen und seinem Bild. In der Malerei ist es vor allem die aus dem Kubismus hervorgegangene Richtung um Picasso, die immer mehr zu einer neugegenständlichen Malerei zurückkehrt. Sie beschäftigt der Mensch, sein Ausdruck, seine Zerrissenheit, seine äussere faszinierende Art, aber es geht im Prinzip nicht um den einzelnen Menschen, sondern um die Menschheit, ihre Umwälzungen, ihre Irrwege. Wohl am bezeichnendsten ist dazu Guernica von Picasso: es zeigt zwar die Erschüttertheit ob des beginnenden Krieges als eine gleichsam zerreissende Vision des Künstlers, aber diese Zerrissenheit ist nicht diejenige zugleich des Künstlers. Er selber bleibt in seiner Persönlichkeit unberührt.

Ganz anders, um bei der Malerei zu bleiben, Piet Mondrian und die nach ihm folgende Richtung des Neoplastizismus und der spätere Konstruktivismus. Mondrian flieht den Menschen, das gegenüber der andern ist ihm nur noch symbolisch: die Horizontale ist das weibliche, die Vertikale das männliche Prinzip. Hier wird nicht das Gefühl des Gegenüberstehenden ausgedrückt, sondern die Wirkung, die es auf den Künstler ausübt. Der Mathematiker Portmann nennt dies «die innere Sicht». Sie wird verglichen mit einem Raum, mit einem unbekanntem, vielleicht sogar vierdimensionalen Raum, den sich sowohl der Künstler, wie der Betrachter oder Zuhörer eines Kunstwerkes zuerst erobern muss.

Damit sei angedeutet, dass dieser Raum nicht nur in der Malerei existiert, sondern ebenso, wenn nicht vielmehr noch in der Musik seine Bedeutung hat. In derselben Zeit (den Zwanziger-

Jahren), in der Mondrian seine Thesen über die Gesetze der Architektur in diesem neuen Raum des Menschen niederlegt, baut Schönberg seinen Zwölfton-Raum auf. Es ist erstaunlich, wie sehr sich die Ansichten der beiden Künstler, festgehalten in ihren Tagebüchern und theoretischen Schriften gleichen. Schönberg und mit ihm sein Schüler Webern erfinden, wenn man so sagen darf, diesen neuen Raum in ihrer Musik, die Elektronen-Musik ist eine Folge davon, sie kann am besten als Einrichten im neuen Raum bezeichnet werden. Es ist nicht leicht, sich sowohl in der Malerei und in der Musik diesen Raum vorzustellen, noch viel erstaunlicher aber ist, dass dieser Raum auch in der Literatur vorhanden ist.

James Joyce versucht dies, vor allem in seinen beiden letzten Werken, dem «Ulysses» und «Finnegans Wake». Indem er aus 25 Sprachen ausser Englisch Wörter herbeizieht und so über einen Wortschatz von 90 000 Wörtern verfügt, versucht er ebenfalls das im Innern eines Menschen Vorsichgehende zu erfassen und so etwas in Worte zu kleiden, für das es gar keine Wörter gibt. Es ist natürlich klar, dass diese Werke sehr mühsam zu lesen sind.

Es ist eigentlich merkwürdig, dass diese Raumkonzeption recht spät auf die eigentlichen räumlichen Künste übergriff, dort auch gar nie recht zum Durchbruch gelangte. Versuche, vor allem in der Architektur wurden etwa vom Amerikaner F. L Wright gemacht; am ehesten könnte etwa die Expo-Architektur dazu gerechnet werden.

2. Die Umwälzung der Geschichte

Das Weltbild des Künstlers im 19. Jahrhundert war noch fest, noch gefestigt. Am Rande nur wurde Sozialkritik geübt, und diese Kritik betraf die Zustände, höchstens noch die Lebensumstände, das Bild des Menschen war idealistisch-gut. Dem entsprechend färbten die Künstler auch ihre historischen Hintergründe ein: ein guter Mensch wird durch die bösen Umstände böse. (Das ist natürlich eine Verallgemeinerung, aber im grossen und ganzen hat sie doch ihre Richtigkeit).

Bereits der Expressionismus änderte dies Bild, durch den ersten Weltkrieg vor allem. Die zum grössten Teil noch heile Weltanschauung – die Risse waren bisher meist wenig beachtet worden – war nun in zwei Teile gespalten, das Schlimmste aber war, dass der Künstler nicht mehr an die Gutheit des Menschen glauben konnte. Deutlich zeigen dies der Expressionist Bann und der Kommunist Brecht. Bann sieht nur noch das Nichts, es bleibt ihm nur noch die Brillanz der Form. Er leidet an der Geschichte,

der Untergang, den er voraussieht, ist ihm nicht gleichgültig. Aber ihm bleibt nichts anderes als Schwermut, Resignation und nicht zuletzt Zynismus.

Gans anders der weltanschaulich verankerte Brecht. Er sieht zwar ebenfalls, dass der augenblickliche Zustand schlecht ist, aber er glaubt, dass der Mensch der Zukunft gut sei – natürlich unter dem kommunistischen Regime. Er stellt zu diesem Zwecke die Parteikonvention höher als die geschichtliche Wahrheit, er ist engagiert: «Man muss was Neues schaffen» ruft er aus, den Kommunismus meint er.

Zwischen diesen beiden Extremen pendelt der heutige Künstler hin und her, und es ist nicht sehr erstaunlich, wenn er

3. nicht mehr glauben kann, nicht mehr vertrauen kann, aber trotzdem Gott sucht.

Zum einen Teil ist die Gesellschaft nicht unschuldig daran, dass ihr der Kunstschaffende nicht vertraut. Nicht nur Gott ist für ihn nichtexistent, auch der Mitmensch ist es meistens. Künstler waren schon immer Aussenseiter, und die heutigen wollen es sogar bewusst sein. Der echte Künstler will sich nicht von der Masse beeinflussen lassen, darum sondert er sich ab. Sicher ist dies ein Grund mehr, der uns die richtige Beziehung zur modernen Kunst erschwert, denn wir müssen in eine uns völlig neue Welt eindringen.

Der Künstler steht nicht allein in seiner Meinung, er wird darin durch die Philosophie eines Kierkegaards, Sartres, Jaspers unterstützt. Er wird bestärkt in seiner Meinung, dass er sich selber einen Weg suchen muss, dass das, was er schafft, für ihn das Richtige ist auf Grund seiner Erfahrung. Es gibt nun viele Künstler, die daraus die Berechtigung ihrer Kunst bereits ableiten. Damit sind wir aber beim vierten Problem angelangt:

4. Die Flucht und die Angst vor sich selber

Wohl am besten legt Frisch in seinem «Stiller» diese Angst und Zweifel aus. Stiller, als Sinnbild für den heutigen Künstler, immer nur auf sich angewiesen, wird von der Mitwelt anerkannt. Er selber erkennt zwar, dass seine Kunst nicht viel wert ist, die Mitwelt in typischer Unsicherheit aller Kunst gegenüber, sieht dies nicht. Also flieht Stiller, nicht erkennend, dass er nicht vor der Mitwelt sondern vor sich selber flieht, vor sich, seinen Werken und seiner selbst gewählten Existenz. Zum Schluss erkennt er denn auch seine Ohnmacht an, die Flucht hat nichts genützt, sich selber kann man nicht entfliehen; er formt wieder, wenn auch nur kindliche Figuren.

Diese Zweifel hat wohl jeder Künstler einmal, aber nicht immer flieht er geografisch fort nach Südamerika, vielfach flieht er sich ganz einfach ins Kindische, ins Absurde, ins Spiel.

Schon in den Zwanziger-Jahren im Dadaismus tritt diese Erscheinung zum ersten Mal auf. Später nimmt sich der Surrealismus seiner an, und im heutigen Zeitpunkt ist es die Pop Art die diese Strömung weiterführt. Ist das Unsinn um des Unsinnns willen, oder steckt mehr dahinter? Manche Leute nehmen es an, das absurde Theater eines Decketts oder Jonescos ist gesellschaftsfähig, die Maschinen Tinguelys sind Expo-fähig und die Pop Art ist wenigstens Galerie-fähig geworden. Vielleicht stecken wirklich Probleme dahinter, ob es aber Kunst ist, sei dahingestellt.

Damit sind wir wieder bei unserem Ausgangsproblem angelangt: wie soll man nun moderne Kunst – es sei übrigens darauf hingewiesen, dass ich nicht abstrakte Kunst sage, es gibt auch gegenständliche moderne Kunst – wie also soll man sie beurteilen?

Genauere Regeln kann ich zu meinem Leidwesen auch nicht geben, höchstens ein paar Leitgedanken:

1. Man soll ein modernes Kunstwerk nicht nur unbedingt geistig erfassen wollen, man soll zuerst versuchen, sich hineinzufühlen.
2. Ist der Künstler wirklich von einem Problem beschäftigt, lässt es ihn nicht los? Diese und die folgenden Fragen sind zu prüfen.
3. Ist er handwerklich ehrlich, kann er rein technisch gesehen, bestehen?
4. Als letzter und wichtigster Punkt: Gefällt es mir oder gefällt es mir nicht?

Aber aufgepasst, die letzte Frage kann man meist erst nach mehrmaliger Begegnung gültig beantworten.

Zusammenfassend sei noch kurz folgendes gesagt: Die heutige moderne Kunst steht in einem Grenzfeld, in einem Art Niemandsland zwischen zwei Ländern. Das eine ist ein altbekanntes, das neue kennen wir noch nicht, sobald wir es aber kennen, ist aus dem alten ein geschützter Park geworden, den wir zwar immer noch von Zeit zu Zeit betreten dürfen, darin einige Zeit verweilend, den wir aber immer wieder verlassen müssen, um der realen Umwelt zu begegnen.

Peter Kaufmann v/o Fant CR

So bedauerlich es ist, dass am «Wengianer» das einzig Grüne im beiliegenden Einzahlungsschein besteht, umso mehr hoffen wir, dass diese letzte Aufforderung zur Bezahlung des Mitgliederbeitrages 1965 nicht übersehen wird. Machen Sie dem Quästor weiterhin sein Amt leicht! Nach dem 1. August schreitet er zur Tat und versendet Nachnahmen.



Lasst hören aus alter Zeit . . .

Im Jahre 1822 war in Jena in den Kreisen der Burschenschaften und Landsmannschaften der Teufel los. Die Landsmannen rieben sich vor Freude die Hände und grinsten die Burschenschafter aus, aber all dies war noch nichts gegen die Aufregung, in der sich die Professoren der ehrwürdigen Universität befanden. Was, ums Himmels Willen, war denn geschehen?

Nicht sehr viel, aber doch zuviel. Vor einiger Zeit hatte man nämlich einen biedereren Schweizer wegen nichtiger Vergehen ein paar Tage Karzer aufgebrummt. Das wäre natürlich nichts Besonderes und fände heutzutage überhaupt keine Beachtung, hätte sich Martin, so hiess er, nicht gerächt, und dazu erst noch auf eine unübertreffliche Weise. Er hatte durch einen Zufall, der durch einen seiner Freunde gespielt wurde, Oelkreiden bei sich, und diese Kreiden benützte er nun als Rachewerkzeug.

Auf die eine der weissgetünchten Wände des Karzers malte er einige stadtbekannte Burschenschafter, und zwar so, dass man meinte, es seien leibhaftige Kümmeltürken; mit der Pfeife im Mund und angetan mit einer Art Schlafrock, dicken Bäuchen und versoffenen Gesichtern, so sprangen sie einem in die Augen, wenn man in den Kerker trat. Das war Martins Rache an den Burschenschafftern, die zum Teil mitschuldig an seiner Haft waren.

Auf der andern Wand aber war ein Gelage gezeichnet, an dem Bacchus seine Freude gehabt hätte. Würdige, ehrenvolle Professoren, angegraute, greise Häupter waren da versammelt – in den Händen gefüllte Becher und auf den Knien pralle Schankmamsellen. Trunken waren alle, und die Hände hatten die meis-

ten an den unziemlichsten Stellen, selbst der hochweise Herr Rektor. Das war Martins Rache an seinen Herren Professoren.

Man wollte Martin relegieren, aber als der Patron der Universität, der Landesfürst persönlich, die Zeichnungen gesehen und ein Lachen nicht hatte verbeissen können, durfte er bleiben, ja mehr noch, der Karzer wurde geschlossen, damit die unvergleichlichen Gemälde der Nachwelt erhalten blieben.

Martin aber hatte dadurch noch weniger Achtung vor seinen Vorgesetzten. Nur ein paar Monate später brachte er öffentlich ein Pereat auf den hohen Schulrat und Erziehungsminister, einen Herrn namens J. W. Goethe, aus, und das genügte nun. Er schnürte sein Ränzel und machte sich auf den Weg heimzu. Seine Studien waren abgeschlossen.

Bemerkenswert wäre eigentlich nur noch, dass es Martin Disteli, der war nämlich jener Jenaer Student, später selber beinahe zu einer Professur kam, es aber doch zu einer Zeichenlehrerstelle an der Vorläuferin unserer lieben Kanti brachte, ein politischen Haudegen, im Militär Oberst, und auch im privaten Leben ein Kauz war.

Die Leute ändern sich, Lehrer und Schüler inbegriffen. Unzufriedenheiten bringt man nicht mehr öffentlich aus, dass man über jemanden pereat! ruft, gehört schon lange nicht mehr zum guten Ton, aber etwas hat sich halten können: man zeichnete oder schrieb als Schüler am Schlusse seiner Schulzeit eine kleine Zeitung oder gar nur ein Blatt voll Karikaturen, Sprüche und kleine Sticheleien. Das geschah nicht voll Rachegefühl wie bei Disteli, selbst kleine Boshaftigkeiten waren nur als Würze hin und wieder zu finden, es geschah auch nicht aus Feindschaft oder weiss ich was, es war lediglich die Freude an den kleinen Schwächen, die auch die gestrengen Professoren haben, die man zum Ausdruck bringen wollte.

Vielleicht mag mitgespielt haben, dass man sich dachte, der oder jener hat jetzt sieben Jahre lang meine Schwächen ausgenutzt, und nicht immer mit pädagogischer Liebe und humanitären Gefühlen, warum darf ich jetzt seine Schwächen nicht auch etwas, aber nur sanft, aufs Korn nehmen, warum nicht? Mag sein, dass der oder jener sich darauf etwas geärgert haben muss, wenn er sich so klar durchschaut sah, aber schliesslich konnte er sich doch sagen, das ist doch zum Teil das Produkt meiner Erziehung zum selbständigen, zum denkenden zukünftigen Akademiker, und so konnte er trotzdem mit stolzgeschwellter Brust auf seine Arbeit sehen. Trotzdem? Ja, natürlich, wie sollte er sich auch wegen einer solchen Kleinigkeit in seinem wissenschaftlichen Streben und seinen pädagogischen Taten beirren lassen?

Nicht ganz so denkt leider das Rektorat. Wie vielfach, macht es aus einer Lappalie eine hochwichtige Sache, und erlaubt nur noch einseitige Matur,- Diplom- und Patentkarten, empfiehlt dazu noch das Format einer Postkarte. Wir hätten eigentlich eher an das Format einer Briefmarke gedacht, man denke sich die grossartigen und grosszügigen Karikaturen, die sich so ergeben könnten die so von der ebenso grosszügigen, offenen und freien Schulführung überzeugen könnten. Allerdings könnte ein solcher Schritt auch schwerwiegende Folgen haben, denn sicher würde in Zukunft nebst den andern Fasnachtszeitungen auch die ach so selbstkritische, unbestrittenermassen originellen Fasnachtslehrerzeitung auch nur noch dieses kleine Format haben dürfen – aus Gerechtigkeitsgründen.

Wie man sieht, ist ein langer Weg von der Theorie zur Praxis. Während Jahren wird man erzogen, geformt und das Schlussprodukt darf nicht einmal mehr seine eigene Meinung in eigener Form kundtun. Von der normierten Form zur normierten Meinung ist meist kein allzu weiter Schritt – nächstes Jahr wird wohl vorgeschrieben werden, was in diesen Karten noch gesagt werden darf, Es lebe die akademische Freiheit!

Knapp vor Redaktionsschluss wurde noch mitgeteilt:

Im Gegensatz zur Kantonshauptstadt scheinen im Provinzstädtchen Olten die Verhältnisse doch etwas liberaler zu sein. Es ist an der dortigen Abteilung des Progymnasiums nämlich Brauch, dass jeweils die fünfte Gym.-Klasse eine kritische Zeitung herausgibt, «Lupe» genannt, die alles während des Jahres Vorgefallene näher unter die Lupe nimmt. Humorvoll geschrieben, mit karikierenden Zeichnungen ausgeschmückt wird gegen Lehrer und Schüler gestichelt und gewitzelt. Es wird zwar eine Zensur ausgeübt, doch ist diese wirklich sehr human zu nennen. Schlusswort der Redaktion:

Distelischer Geist gedeiht also doch noch immer. Nur finde ich es irgendwie bemühend, wenn zwei Jahre vor der «Reifeprüfung» man in Olten reif genug ist, eine kleine Kritik zu wagen, man aber nach bestandener Maturität diese Reife anscheinend nicht mehr besitzt.

Falls die Koordination zwischen Solothurn und Olten auch nach dem Bau der Kanti Olten im gleichen Mass klappen sollte, dürfen wir uns ja auf wahrhaft schildbürgerische Streiche freuen. Ich als Oltner hoffe selbstverständlich, dass diese weiterhin in Soleure produziert werden.

Peter Kaufmann v/o Fant CR

Schuljahresschluss

«Es het die jetzig Kanti früecher nur ei Rektor g'ha,
s'isch immer so gsi, s'isch immer so gsi,
Und niemer i däm grosse Schuelhus het si gtosse dra,
s'isch immer, s'isch immer e so gsi.
Do si modärni Herre cho – hei g'seit, das sig jo nüt,
me müess vier Rektor walte lo – sig besser doch für d'Lüt,
doch wenn du hüt e Uskunft wotsch, de weisch du nit wohi,
s'wird immer, s'wird immer e so sy . . .»

So hat ein begabter Fuxe das Solothurner-Lied abgewandelt – ganz unrecht hat er nicht. Denn sonst hätten wir nicht unsere Fuxentaufe um eine Woche verschieben müssen, nur weil unsere vier Herren e i n e Woche vor Schulschluss sich über die Noten noch nicht im Klaren waren. Auch Lehrer lassen anscheinend auf Schuljahresschluss den Karren etwas auslaufen; wer missgönnte es ihnen auch?

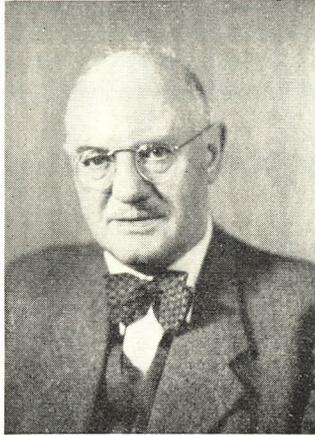
Die Handelsabteilung und die LB hatten in den letzten Wochen ihre Diplom- und Patentprüfungen. An der LB sind denn auch so 95 neue Lehrer geboren worden, trotz gegenteiliger Gerüchte haben alle eine Stelle gefunden, ja es hat sogar immer noch zuwenig.

Im Gymnasium sind, ein halbes Jahr vor der Matur stehend, drei Schüler ausgeschieden worden. Von verschiedenen Seiten, sogar von Lehrern, wurde die Frage gestellt, ob das nicht doch etwas ungewöhnlich hart sei. Ausstossungen bis etwa in die sechste Gym scheinen auch uns gerechtfertigt zu sein, man rechnet da auch mit Zahlen bis zu 50% des Bestandes. Nachher sollte aber doch die Schülerzahl gesichtet sein und solche Vorfälle, wie in diesem Frühling, nicht mehr vorkommen. Zumindest ist diese Entscheidung der Lehrer- und Professoren-Konferenz diskutabel.

Dr. Karl Reber v/o Blitz

Ende Mai dieses Jahres jährt sich zum 63. mal der Tag, an dem Karl Reber als einziger, aber als Primus seiner Klasse, Wengianer wurde. Von untersetzter, kräftiger Gestalt, war er körperlich und geistig gleich sicher und gewandt: die Schnelligkeit seiner Bewegungen als hervorragender Reckturner trug ihm das Cerevis «Blitz» ein. Uns, seinen Conaktiven, war er an Jahren, aber auch an Reife voraus. Seine Zuverlässigkeit als Schüler, sein beherrschtes, klar bestimmtes Wesen trugen ihm allseitig Wohlwollen und Achtung ein. Hatte er vom Ernst des Lebens doch etwas mehr erfahren als wir andern? Wohl konnte er auch

als Präses mit den Fröhlichen fröhlich sein, doch überbordete er nie. All sein Tun und selbst sein Frohmut hatte etwas Gemessenes, Gereiftes an sich, das vorteilhaft dämpfend auf uns andere einwirkte.



Das trauliche Heim, das ihm Ernstes und Heiteres in glücklicher Mischung mitgab, war geformt durch den starken Willen seiner vorbildlichen Mutter, einer Frau Regel Amrain, fast Zug um Zug so, wie Gottfried Keller sie in seinen «Leuten von Seldwyla» gezeichnet. Sie, ganz auf sich selbst gestellt, war ihren drei Kindern, von denen Karl das jüngste war, zugleich Vater und Mutter, Ernährer und Erzieher, eine Frau von ganz aussergewöhnlicher Tüchtigkeit und Intelligenz. Ihr Molkereigeschäft und ihren Haushalt in gleicher Weise vorbildlich führend, blieb sie ihren Kindern Stütze und dauerndes Vorbild in ihrem erfolgreichen Streben. Und den glücklichen Wengianern, denen sie in ihrem Hause Wohnung und Atzung bot, war sie wiederum eine gütige Mutter, die ihnen unvergesslich blieb.

Als unser Blitz im Wintersemester 1903/04 das Präsidium der Wengia versah, stand es um die Zahl der Grün-Rot-Grünen nicht eben gut. Drei Burschen waren wir noch, BC und Vorstand in einem. Da verstand der Präses es trefflich, für die Wengia zu werben. Es war ein glückliches Präsidialsemester, denn wir erkannten, dass nur flottes Zusammenhalten die Zukunft der Verbindung sicherstellen konnte. Es gelang: am Schlusse des folgenden Semesters waren wir wieder mehr denn zwei Dutzend Aktive.

Unterdessen hatte Karl Reber nach hervorragend bestandener Maturität die bernische Hochschule bezogen, um sein medi-

zinisches Studium zu beginnen. Dass es ein ausgezeichneter Erfolg werde, daran gab es keinen Zweifel.

Die treffliche Würdigung seines Wirkens im Mannesalter, die AH Dr. Konrad Meier als Kollege und Couleurbruder dem nunmehr Verewigten auf seinem letzten Gange widmete, lässt erkennen dass, was er in seiner Jugend mutig begonnen, im tätigen Leben getreulich zu Ende führte:

«Als Präsident der kantonalen Aerztegesellschaft möchte ich die herzliche Anteilnahme der Kollegen ausdrücken. Mit Trauer und Wehmut nehmen wir Abschied von einem liebenswerten Arzt, aber auch ein wenig von einem Arzttum, das in der heutigen Zeit immer seltener wird. Karl Reber kam mit einer ausgezeichneten Ausbildung zurück nach Solothurn. Fünf Jahre Tätigkeit als Assistent an grossen Kliniken war für die damalige Zeit recht viel. Die Geburtshilfe und die Chirurgie zogen ihn an. Bern, Aarau, Leipzig, Wien und Berlin waren Stätten seiner Lehrjahre. Dabei gab er sich auch wissenschaftlichen Studien hin und veröffentlichte damals mehrere Arbeiten. Dr. Reber war der erste speziell ausgebildete Frauenarzt in Solothurn. Der Patientenkreis vergrösserte sich derart, dass Dr. Reber zum eigentlichen Hausarzt wurde. 44 Jahre des Mühens und Sorgens um das Wohl der kranken Mitmenschen sind eine schwere Bürde. Kurz nach der Niederlassung beteiligte er sich an der Gründung der Privatklinik Obach und war in früheren Jahren ein tatkräftiges Mitglied dieser Aerztegemeinschaft. Es war nicht Karl Rebers Art, sich vorzudrängen. Aus Pflichtgefühl und Verantwortungsbewusstsein heraus folgte er jedoch dem Rufe der Oeffentlichkeit. So liess er seine Kraft und sein Wissen vor allem der Jugend, in den Gremien der Bezirksschulpflege (1938–1955) und in der städtischen Schulkommission während 25 Jahren, die letzten zehn Jahre als Präsident. Daneben stand er noch der Schulzahnklinik-Kommission vor und war Mitglied der Krankenpflegekommission. Einige Jahre gehörte er auch dem Gemeinderat und dem Bürgerrat an. Aus eigener Erfahrung in der Schulkommission konnte ich seine offene, kluge und noble Art kennenlernen, ebenso seinen ausgesprochenen Gerechtigkeitssinn. Sein versöhnliches Wesen half ihm bei der Ueberwindung nicht seltener undankbarer Probleme eines Schulpräsidenten. Die Stadt Solothurn und auch die Freisinnige Partei schulden ihm grossen Dank, ebenso die kantonale Aerztegesellschaft. Dass eine solch vielseitige Tätigkeit nur unter Mithilfe einer verständnisvollen Gattin möglich war, darf auch einmal festgehalten werden. Die Anerkennung und der Dank für das so segensreiche Wirken mögen den Angehörigen zum Troste beitragen.»

Oskar Stampfli v/o Pi

Dr. Richard Fischbach v/o Spunt

Am 2. Januar 1965 ist in Reiden Dr. Richard Fischbach v/o Spunt, für Familie und Freunde ganz unerwartet, an einem Herzschlag gestorben.



Geboren am 1. Februar 1901, aufgewachsen in Balsthal, trat der Verstorbene 1916 in die Realschule ein und wurde mit uns im Frühjahr 1919 aktiver Wengianer. Es war eine glückliche und unbeschwerte Zeit, die wir zusammen in der Wengia verbracht haben. Köstliche Erinnerungen tauchen auf, etwa an jene «wilden Gesellen», die in den Jahren 1919/1920 das oberste Stockwerk des Schülerkosthauses bewohnten.

Schon frühzeitig zum Studium der Zahnheilkunde entschlossen, studierte Spunt nach der Matura an der Universität Zürich, auch hier mit uns ein fröhlicher Student, und bestand 1926 das Doktorexamen. Nach kurzer Tätigkeit als Assistent eröffnete er 1927 in Reiden eine eigene Zahnarztpraxis, die er dank seiner ausgezeichneten beruflichen Kenntnisse bald zu grossem Erfolg brachte, und in der er bis zu seinem Tode unermüdlich wirkte, weit herum bekannt und beliebt als tüchtiger und gewissenhafter Fachmann. Sein besonderes «Hobby», zu dem er sich immer wieder hingezogen fühlte, waren Kieferoperationen, für die er sich speziell bei Professor Clairmont in Zürich ausgebildet hatte, von dem er stets mit grösster Hochachtung sprach, wie er auch zeitlebens sich dankbar seiner ehemaligen Professoren Gysi und Stoppany erinnerte, welche ihm sein grosses und vertieftes Fachwissen vermittelt hätten.

Richard Fischbach lebte fast ausschliesslich seiner Familie und seinem Berufe. Um den vorsorglichen und gütigen Familienvater trauern seine Gattin und zwei Töchter; ihnen gilt ganz besonders unsere aufrichtige Teilnahme. Persönlich ein bescheidener und anspruchsloser Mensch von ruhiger, ernster Wesensart, aber voller Tatkraft und stets mit Begeisterung seinem Berufe hingegen, besass Spunt ein ausgesprochenes Pflichtgefühl gegenüber der Gemeinschaft. So wundern wir uns nicht, dass er auch am politischen Leben teilnahm und als überzeugter Liberaler in den hitzigen Auseinandersetzungen mit den Ultramontanen eifrig mitwirkte.

Trotz seiner grossen beruflichen Inanspruchnahme hat Spunt seine Freunde von der Wengia nie vergessen. Wenn immer Gelegenheit sich bot, hat er sie aufgesucht, um mit ihnen fröhlich zu sein, vergangene Zeiten heraufzubeschwören, Erinnerungen und Erlebnisse auszutauschen. Dann zog er beglückt und zufrieden wieder heim zu den Penaten. Noch an der letzten Generalversammlung der Wengia im November 1964, kaum von einer Augenoperation geheilt, hat Spunt teilgenommen, um einige frohe Stunden mit uns zu verbringen. Ob er wohl gehnt hat, dass es die letzte sein werde, wir wissen es nicht. Vielleicht hatten frühere schwere Krankheiten und Operationen seine Widerstandskraft schon gebrochen.

Dr. Fischbach war ein aufrechter Wengianer, dessen kompromisslose Anhänglichkeit an seine Freunde und Treue zur Wengia bis zuletzt unerschüttert geblieben sind. Treue und Tradition bedeuteten ihm eine Verpflichtung, der man sich nicht entziehen durfte. Nun hat sein von rastloser Tätigkeit erfülltes Leben einen frühzeitigen Abschluss gefunden. Die Jahre der Musse sind ihm leider versagt geblieben. Mit dem Verstorbenen hat uns eine beruflich und charakterlich festgefügte Persönlichkeit, ein lieber Freund und Weggefährte vieler Jahrzehnte verlassen, dem wir für seine bedingungslose Hingabe an die Freundschaft tiefgefühlten Dank schulden.

Max Niederer v/o Säntis

Verdankungen

Zum Gedenken an unseren lieben Alten Herrn Fernand Metthez v/o Hecht spendete seine Gattin Fr. 50.-. Wir danken herzlich.

Gratulationen

Auf 85 Jahre hat es unser AH Otto Schmid v/o Blondel gebracht. Wir gratulieren ihm und wünschen weiterhin viel Lebensfreude und gute Gesundheit.

Unserem AH Hans Sigrist v/o Max gratulieren wir herzlich zu seinen 75 Jahren Erdenbürgertum.

Ein gratulamur rufen wir unserem verehrten AH Robert Studer v/o Molch zu. Er feiert seinen 70. Geburtstag.

Herzliche Gratulation entbieten wir unserem AH Adolf Heizmann v/o Gletsch zum 65. Wiegenfest.

Vor 60 Jahren erblickte das Licht der Welt unser AH Willy von Tobel v/o Chnoche. Auch ihm gratulieren wir herzlich und wünschen eine freudenvolle Zukunft.

Ueber ein halbes Jahrhundert zurückblicken können die AH AH Hugo Amberg v/o Filu, Otto Furrer v/o Mark, Hermann Zimmermann v/o Kali und Erich Reinhart v/o Schletz. Möge ihnen das 6. Dezennium den vorangegangenen an Schönheit und Güte nicht nachstehen.

In den Hafen der Ehe ist unser AH Aquil Glanzmann v/o Brumm eingefahren. Wir geben ihm als Hochzeitsgeschenk unsere Glücks- und Segenswünsche mit auf den Lebensweg.

Wegen Platzmangel können die «Angenehmen Mitteilungen» leider erst in der nächsten Nummer erscheinen. – Wir bitten die davon betroffenen AH AH um Entschuldigung. Die Red.

Präsident der Alt-Wengia: Dr. **Max Witmer** v/o Wipp

Praxis: Hauptbahnhofstr. 10, 4500 Solothurn Tel. (065) 2 29 78

Privat: Rüttenenstrasse, 4513 Langendorf Tel. (065) 2 99 70

Chefredaktor: **Peter Kaufmann** v/o Fant, Aarauerstrasse 150, 4600 Olten
oder Schülerkosthaus, 4500 Solothurn

2. Subredaktor: **Jürg Kürsener** v/o Luv, Florastrasse 522, 4563 Gerlafingen
Aktuar (Aktiv-Wengia): **Hans-Peter Houlmann** v/o Zwirbel, Rest. Hirschen
4571 Oberramsen

Adressänderungen bitte **nur** an den 2. Subredaktor!

Druck: Zepfel'sche Buchdruckerei Solothurn, Rathausgasse 10